

Der Trachtenumzug

Autor(en): **Zulliger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 38

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646194>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Folg schön! All' Stunden einen Umschlag auf die Stirne — immer kühl Wasser!"

Ich wandte ihr den Rücken.

„Bub!"

„Ich tu's nicht!"

„Was sagst?"

„Ich kann's nicht!"

Da nimmt sie mich an der Hand:

„Schäm dich, Bub, ein armer Mensch und keine Seele auf der Welt, wo hilft! Kein Mensch, und so, so elend da!"

Da wollte es heraus, es war zu äusserst, mein wehes Herzbündelchen wollte aufspringen.

„Hast dich bald besonnen?"

Ich hob den Kopf und schaute der Mutter in die Augen!

„Ja Mutter, mira!"

„Rein Mira! du mußt!"

Und ich hütete zu Hause, machte Umschläge, reichte ihm die Mittel, machte Milch warm im Pfännlein.

Anfangs hielt er die Augen zu, als ob er schlief, wenn ich mit dem feuchten Lätzlein seine Stirn berührte; ich tat, was mir befohlen, mit furchtsamen Händen und strich mich auf der Schuhspitze davon. Es war mir, ich könnte meinen Atem nicht mehr finden in dem dumpfen Kämmerlein, ich schaute durch das offene Fenster nach dem Wald hinauf, hörte den Vögeln zu und verstand doch nicht, was sie sangen. Bis die Stunde um war.

Ich brachte ihm Milch zum Bett, mußte das Schüsselchen mit beiden Händen halten:

„Da ist Milch!"

Er öffnete die Augen, trank davon.

Einmal fuhr es wie ein fernes Lachen durch meinen Kopf, als ich ihn trinken sah:

„Seht, Ruch, gelt, mußt büßen!"

Aber die Hand, die ihm das Rissen stützte, daß es den Kopf ihm hob, erzitterte mir, und es war mir, er hätte dabei versucht, den hilflosen Blick nach mir zu heben.

Ich atmete auf, wenn die Mutter nach Hause kam:

„So Bub, bist frei für heute!"

So ging es hin, zwei Tag, und drei und mehr.

„So gib mir Wasser!" tönte es schwach hervor!

„'s ist frisches Wasser!"

„Danke dir!"

„Ich bring Euch Milch!"

„Ja Bub!"

„Wart, ich hilf Euch!"

„Danke dir!"

„Die Milch, ist sie zu heiß?"

„Nein, gut!"

„Will Euch jetzt dunkel machen!"

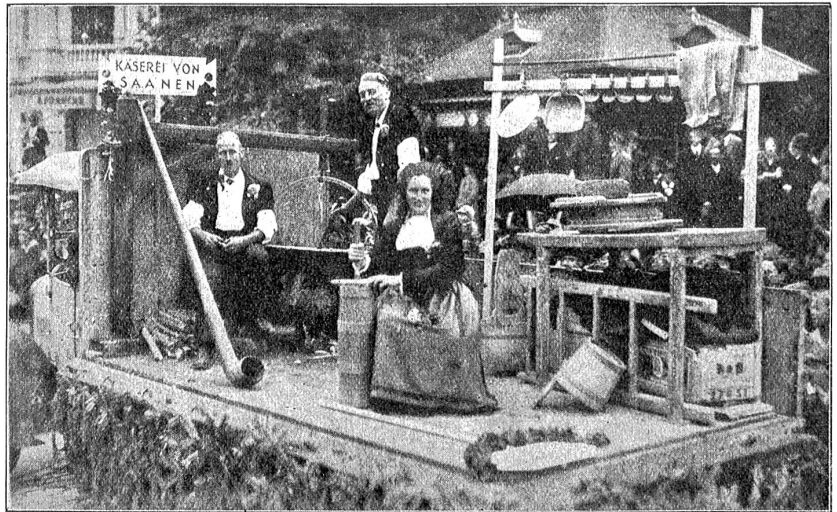
„Ja, Bub!"

Während ich den Vorhang zog, hörte ich ihn tief aufatmen, wie wenn einer eine Last abwerfen will. Manchmal kam's weit herauf wie ein Seufzer, der kein Sonnentürchen findet. Einmal schaute ich herum:

„Was!"

„Oh, nichts, Bub!"

(Schluß folgt.)



Vom Trachtenumzug in Bern am 12. September 1925: Käserei von Saanen.

(Phot. D. Rohy, Bern.)

Der Trachtenumzug.

I.

Auf dem Breitenrainplatz standen um halb ein Uhr die Leute in einer dichten Schar gedrängt, ein wahrer Volksauflauf. Man wartete aufs Tram, das einen in die Stadt führen sollte. Es kam mit zwei Wagen, aber es fuhr vorüber, denn es war schon lange mit Menschen überfüllt.

„Mir hei Schnällzug!" rief ein Mitfahrender der enttäuschten Menge der Wartenden zu, „ganzet dihr lieber z'Zueß!"

Dieser Rat war wohlgemeint. Denn auch die folgenden Trams waren überfüllt. Beim Zeughaus sammelte sich das Volk aus den Vororten und den Bauerndörfern wie in einen Trichter, die Tramtschaffner mußten abklingeln, bevor jedermann Platz gefunden hatte, schreiend: „Es chunnt grad wieder eis, wartit doch nume!"

In der Stadt vernahm man dann, daß nicht nur vom Norden her die Völker zum frohen Feste anmarschierten, von überall kamen sie, zu Fuß, mit Wagen, mit den Vorortbahnen, Autobussen, Autos und Eisenbahnzügen. Auf dem Bahnhof war schon am Vormittag ein Gedränge, daß man kaum hindurch kam. Unsere Stadt hat wohl nicht bald einen solchen Aufmarsch erlebt.

Zwar, Petrus tat so, als ob ihm etwas nicht recht wäre. Nahe am Weinen war er mehr als einmal. Das berühmte „Berneferstewetter" wollte sich nicht zeigen. Warum er wohl ungnädig war, der heilige Herr? Ich habe mir darüber meine Gedanken gemacht. Und ich will sie mitteilen. Entschuldigung füge ich bei, daß ich vielleicht läß geraten habe, aber immerhin....

Betrus, so sagte ich mir, ist für die Gleichheit aller. Der Himmel ist eine Demokratie. Petrus fragt nicht, ob ich ein Auto besitze und zehn Franken Platzgeld schütten könne, um einen guten Aussichtspunkt am Trachten-Umzug zu haben. Er hat als guter Demokrat zudem die Auffassung, daß ein ehrlicher Bürger, der seine Steuern bezahlt hat, auch durch jede Straße gehen und sich die hohen Herren der Räte ansehen dürfe, wann sich diese mal unter freiem Himmel an der Bundesgasse sädeln und Zünftler ins Gabentuch schmeißen. Das seltene Schauspiel sieht man nicht alle Tage, und es ist nicht recht, so denkt Petrus, daß nur solche Erdenbürger diesen herrlichen Anblick genießen dürfen, die es haben und vermögen, eine Platzkarte zu lösen. Und darum war er betrübt. Er ist der Meinung, es sei offenes Geheimnis genug, wie man mit Geld gelegentlich geizt und gelegentlich herumschmeißt, und es sei unnötig gewesen, und vor allem sicher nicht demo-



Vom Trachtenumzug in Bern am 12. September 1925: Appenzellerinnen.

(Phot. D. Rohrer, Bern.)

fratlich, nur besseren Leuten den Zutritt zu dem hochobrikeitlichen Schauspiel zu gewähren. Zum allerwenigsten seien die Blakpreise hoch genug angelegt, sagte er zum Eselchen des Sankt Nikolaus, und das Eselchen nickte betrübt.

Schließlich — auch dies sei verraten — war Petrus nicht in ganz guter Laune, weil er ein alter Freund der Presseleute ist. Denn diese wurden von der Festzugleitung nicht richtig bedient, wie sie es gewohnt sind. Ich traf einen, der rempelte um ein Uhr auf dem Bundesplatz einen jener geschäftigen, mit grüner Rosette geschmückten Herren an:

„Wo sind die Plätze für die Presse? Man hat uns von der Zeitung keine Karten geschickt!“

„Es wurden hundert Plätze für die Presse reserviert, wo weiß ich nicht!“

„Bitte, hinter die Schnur!“ luden die rosettengeschmückten grünbebandelten Gehilfen den Journalisten höflich lächelnd ein, und ein in der Nähe stehender Pfadfinder, der aufmerksam die Augen aufriß, nestelte selbstvergessen an seinem hinten am Gurt angeschnallten Hirschfänger ... allzeit bereit ... nun, der Zeitungsmann gehorchte. Hoffentlich hat er dann doch noch einen Sitzplatz gefunden, trotzdem von den Aufsichtsorganen versichert wurde, es seien alle zum voraus verkauft worden.

Denn, als der Festzug anrückte, waren vis-à-vis der Tribüne der Räte noch ganze Bankreihen frei —

„Wieso sind denn da?“

„Das sind die Plätze für die Presseleute, die nicht gekommen sind!“

„Nicht gekommen“ — das glaubt der Ruckuck! — so dachte Petrus, und es ist wohl nicht nötig, daß ich nun die Moral von der Geschichte entwicke....

II.

„Sind Sie kritisch aufgelegt?“ fragte mich ein Freund, als ich auf einem Platze abgesehen war.

„Warum denn?“

„So sehen Sie aus!“

„Nu, weshalb fragen Sie denn!“

Ein Trachtenfest ist eine schöne Sache! Eingeleitet wurde es an der Bundesgasse durch einige Handharpfeler in Burgunderblusen und braunen Halbleinbosen, und sie spielten nicht übel. Mädchen in der Bernertracht verlaufen die gedruckten Zugordnungen und die Müngerschen Plaketten.

Schon hier zwidte mich ein Teufelchen. Denken Sie sich: wenn eine Gemse aus

dem Hohgantgebiet auf Röllschuhen in den Rafinogarten käme und ein Glas Bier verlangte — „Unmöglich! Unsinn!“ rufen Sie mir zu.

Aber ich sah noch ganz was anderes: Ein Mädchen, pürsch, Kittelbrüstchen, Kofhaarhäubchen, Seidenschürz; und — schlecht verborgen, einem Bubikopf!

Ich habe schon gesagt: ein Trachtenfest ist eine schöne Sache! Doch wird es von gewissen Leuten immer wieder falsch aufgefaßt. Sie meinen, es handle sich um eine Art Fasching, wo man sich auf einen Tag verkleidet.

„Wenn dieses Mädchen eine Vorbeudeutung für den Umzug hat...“ sagte ich zu meinem Kameraden, der wie ich verwundert war, und ich schluckte den Schluß des Satzes, nur den Unterkiefer hob ich andeutungsweise vor...

Glücklicherweise kam dann nicht so.

Wenn auch nicht ganz alles ächt wirkte, beim Trachtenfest zu sehen war, im großen Ganzen schienen doch die Leute des Festzuges in die Kleider zu gehören, die sie am Leibe trugen. Das war erfreulich!

Zuerst kamen Reiter. Schöne Gänse, sitzhaft gehend. (Sie gingen, wie ich später vernahm, nicht in allen Gassen so sitzhaft, das Publikum klagte, da und dort hätten sich die Tiere offensichtlich bemüht, ihre Schweife und Hinterbeine möglichst nahe an die Nasen der Zuschauer zu bringen — aber vielleicht war ja das Verhältnis umgekehrt — man darf nie auf das Gerede eines neugierigen Publikums schwören...) Dann erschienen die Abordnungen der Behörden, von den Weibern in ihren bunten Uniformen angeführt. Ein ganz besonders erfreulicher Anblick war es, politische Gegner friedsam nebeneinander marschieren zu sehen, als ob sie sich nicht und niemals in Polemiken halb verwickelt hätten.

Das macht das Trachtenfest: es ist eben eine schöne Sache!

Als einem ehemaligen Mitglied einer Kadettenmusik gefielen mir die Burgdorfer Buben. Sie spielten flott und schielten auf die hohen Herren auf der Tribüne, statt auf die Noten zu sehen, trotzdem keine Fehlgriffe auf ihren Trompeten machend, ganz wie wir einst. Nur die schönen und kleidsamen Uniformen der alten Zeit haben einem Grau Platz machen müssen. Das liegt im Zuge der Zeit, man sagt ihm Entmilitarisierung. Aber die Berner Pfeifer wirken für das Auge angenehmer. Ganz nett waren die



Vom Trachtenumzug in Bern am 12. September 1925: Düdingen (Freiburg).

(Phot. D. Rohrer, Bern.)

verschiedenen Herzkäfer (z. T. noch im Puppenstadium) Kreidolfs, vielleicht wirkten sie als Feltzuggruppe zu wenig „bühnennähig“ und wären, in einem abgeschlossenen Raume vorgeführt, eindrücklicher zur Geltung gekommen. Die ganze symbolische Gruppe am Beginn des Zuges war eine hübsche Einleitung dessen, was dann noch kam.

Die Trachtengruppen aus allen Gauen der Schweiz bildeten die Hauptmasse des Zuges. Einige wirkten besonders echt, so die Nidwaldner, Fritztaler, Ermtaler, die Tessiner, Neuenburger, einzelne Berner, vor allem die Langnauer, Oberhasler, die Sanner mit ihren Geißen, und viele andere; der Zug enteilte dem Auge so rasch, daß man sich kaum alles Schönen im Einzelnen erinnern kann, was man sah. Viele der ausgeführten Ideen bei den Bernern waren nicht neu, man sah sie schon am Berndeutschesfest. Aber man sah sie gerne noch einmal.

Die Lustigsten waren natürlich die Welschen. Wie sie vor den Tribünen rasch einen Ringelreihen tanzten und ein Lied dazu sangen, so etwas bringen nur die Welschen zuwege. Händeklatschen begrüßte besonders auch eine Bäuerin aus Evolène, die auf einem Maultiere daherkam, das ihre beiden kleinen Kinder als Seitenlasten in originellen Paketen trug, ebenso viele behäbige Alte, die es sich nicht hatten verdrießen lassen, weit her zu reisen und am Zuge teilzunehmen. Das Wallis zeichnete sich überhaupt durch bodenständige Bunttheit und reichliche Beteiligung aus. Die Lötscher schickten ihre größten und schönsten Männer mit Wuhbräuten und Staublehen her, so wie sie ausgehen zum Wässern; ihre Frauen erschienen in den selbstgeflochtenen, mit Bändern und Gold und Silber verzierten Hüten, wie sie sie am Frohnleichnamsfeste tragen. Wenn sie eine Gruppe Männer in den alten Uniformen aus der Napoleonzeit mitgenommen hätten, so hätte diese Gruppe noch gewonnen — ich habe sie vermist.

Die Reihen der Leute wurden hier und da unterbrochen durch Prachtsstücke von Vieh. Man sah prächtige Freiburger Pferde ein Geschütz ziehen — und es tat einem leid, daß ihr eigentliches Schicksal war, zusammengeschossen zu werden — sowie die strammen Kanoniere, die sie führten. Es waren außer den für die Schweiz charakteristischen Ziegen- und Schafarten auch unsere Rindviehrassen am Zuge, wie es sich gehörte, und ich erlauchte aus dem Gespräche eines Landesfremden, der hinter mir saß, die anerkennenden Worte:



Vom Trachtenumzug in Bern am 12. September 1925: Neuenburgerinnen.

(Phot. O. Rohrer, Bern.)

„Die Schweiz hat erstaunliches Rindvieh!“ während ein Franzose seiner wohlgenährten Gattin immer wieder zu tief: „Epatant, épatant, ces bœufs!“ — „Comme ils en ont beaucoup!“ staunte sie...

Ich gestehe, daß mich diese Aufrufe der Fremden etwas bedrückten. Nicht, daß ich die Produkte unserer Tierzüchter geringschätzte. Aber daß den Landesfremden ausgerechnet die „bœufs“ in der Schweiz am meisten gefallen — ich fragte mich, ob man wohl in Frankreich nicht auch epatante Stiere besitze, und ob sie nicht ebenso zahlreich seien, wie bei uns...

Der Zug endete mit einer Gruppe von Jägern und einem Alpenpostwagen, von dessen Bod der Postillon auf einem Cornet über die Tribüne weghlief: „Mueß i denn, mueß i denn zum Städtle 'naus!“

„Ist das auch schwäizerisch?“ hörte ich die Dame mokant fragen, die vorher das erstaunliche Rindvieh bewundert hatte.

Da erküßte ich mich, lächelnd mein Gesicht gegen sie zu drehen, und sie wie verständnisinnig anzublicken.

„Guhribärt, wohin gehn wir?“ fragte sie alsdann ihren Gatten, an den sie sich schmiegte. Dann verschwanden sie im Gedränge.

Bald darauf war es in der Stadt wieder wie in einem aufgeregten Ameisenhaufen. Das lief, surrte, hupte, quiekte, und nur um die Verkehrspolizisten war eine respektvolle Leere. Sie schwißen, die guten Burschen, und wenn es keinen Unfall gegeben hat, so ist das zum großen Teile ihnen zu verdanken.

III.

Zu den Trachten, die in vielen Teilen unserer lieben Schweiz leider im Verschwinden begriffen sind und nur noch zu Verkleidungszwecken (gestehen wir uns dies zu!) angezogen werden, gehören auch die Volkslieder. Merkwürdigerweise sind diese mit dem Volke bedeutend intiger verwachsen, als die Kleider unserer Altvordern: sie leben, und ich habe keine Mühe, mir ein Mädchen im Bubikopf vorzustellen, das ein Volkslied singt — viel eher dies, als daß sie „pürsch“ daher kommt.

Es liegen in den Volksliedern, wie sie am Umzuge und später am Volksliedfeste gesungen wurden, Werte, die über jede Zeit hinaus gelten und gleichsam zum Urbesitz eines Volkes gehören. Darum sind sie unverwundbar und unsterblich.



Vom Trachtenumzug in Bern am 12. September 1925: Cösstalerinnen.

(Phot. O. Rohrer, Bern.)



Vom Crachtenumzug in Bern am 12. September 1925: Aargauerinnen.

(Phot. D. Rohrer, Bern.)

Wir haben in der Schweiz das Merkwürdige erlebt, daß in einer Zeit der Mechanisierung alles Lebens das Volkslied fast vergessen wurde. Aber es bedurfte nur, daß es von einem Manne wie Otto von Greinerz wiederum in Erinnerung gerufen wurde — und aus der Herausgabe des „Röseligarten“ wurde eine tiefbegründete „Bewegung“. Das neue Aufkommen und sich immer mehr Durchsetzen des Volksliedes zeigte sich als etwas, das nicht, wie so viele andere „Bewegungen“, nur eine Tagesmode bedeutet, die heute gilt und morgen wiederum vergessen ist.

Zu einem Volksliede gehören zwei Dinge, die in innigster Verschmelzung oder Verschränkung zueinander gehören: zum richtigen Liedtexte die richtige Melodie. Wo diese zwei Faktoren einander nicht entsprechen, da wird ein Lied, das Anspruch auf ein Volkslied machen wollte, mit der Zeit sicher abgelehnt. Ich denke da an so viele Lieder, die heute im Volke oft gesungen werden und doch unecht klingen. Liederkomponisten haben versucht, zu vorzüglichen Texten Melodien zu schreiben: sie wurden zu kompliziert, oder sie entsprechen sonst irgendwie dem unserem Volke eigentümlichen Charakter nicht. Und wenn sie gesungen werden, so klingen sie nicht echt. Dann wurden auch zu schlechten Texten gute Melodien gesetzt — solche Lieder erleben das gleiche Schicksal — oder sie werden es noch erleben.

„I bi ne Bueb vom Nemmital“, beispielsweise, ist im Text und in der Melodie etwas läppisch. Es ist von gewissen Gruppen auch als „Volkslied“ gesungen worden — dies ist ein Lied, das sich nicht wird halten können. Ebenso die heutige Melodie zu „In Grindelwald, den Gletschern by“. Man wird das Unedle daran schon herausfühlen. Aber es braucht alles seine Zeit. Ich erinnere mich, wie in der Mobilisationszeit in unserer Kompagnie plötzlich das Lied vom „Bueb vom Nemmital“ auftauchte, wie es immer und immer wieder gesungen wurde, und wie es dann ebenso plötzlich wieder verschwand, während man andere Lieder, wirkliche Volkslieder, vier Jahre lang immer und immer wieder sang, ohne daß sie einem zum Ueberdruß wurden. Denn das wahre Volkslied ist nicht in dem Sinne sentimental, wie die oben als Beispiele erwähnten Kunst-Volkslieder.

Oft gelingt es zwar auch heute, Lieder zu schreiben und zu komponieren, die vom Volke aufgenommen und bleibendes Gut werden. Ich denke an gewisse Lieder von dem Solothurner Reinhart, die von Mei-

ster vertont worden sind. Wie rasch ist dagegen das Hanns In der Gandsche Lied von der „Gilberte de Courgenai“ verschwunden! Und andere ähnliche mit ihm! Diese Ausmerzungen ist kein schlechtes Zeichen für den Geschmack unseres Volkes, jenes guten Geschmades, der sich mehr und mehr wieder festigt und in allen Beziehungen und Äußerungen unseres Lebens seinen Ausdruck sucht, nachdem es kurz vor der Jahrhundertwende schien, er sei ganz im Untergehen begriffen, und es komme nicht mehr in Frage was schön, sondern nur noch, was „praktisch“ sei und äußerlich nach etwas aussehe.

Trachten- und Volksliederfeste sind ein gutes Zeichen: sie deuten an, wohin wir streben, sie wirken wie eine Befinnung im Trubel der unmäßig vielen Turn- und Schützenfeste. Denn diese nehmen immer internationaleren, flacheren Charakter an.

IV.

„Werden Sie es wagen, auch Ihre kritischen Eindrücke frisch von der Leber weg mitzuteilen?“ so wurde ich nach dem Festzuge gefragt. —

Ich habe es getan, wie Sie sehen. Warum denn auch nicht? Was gut war, das sagte ich ja auch, aber ich finde es geradezu notwendig, daß nicht nur ins Blaue hinein gelobt wird. Nicht aus einem Hange, alles zu benörgeln — aber wir sind doch schon zu verwöhnt, um an unwerten Dingen kindische Freude zu haben, und deshalb darf man sich erlauben, zu sagen, was einem nicht ganz befriedigte. Heute gilt es ja, Stellung zu nehmen und abzuklären, was Vorkriegs- und Kriegszeit an Neuem uns auf den Tisch warfen. Erlaubt sei einmal auch das, was dem oder jenem vielleicht ein wenig am Zopfe zupft!

Hans Zulliger.

Aus einem Kinderleben.

Von R. Heller-Lauffer.

Wir wohnen seit Neujahr außerhalb des Dorfes. Darum können wir die Kleinen, wenn es nicht gerade Regen regnet, gut im Freien spielen lassen; vor dem Haus auf der selten befahrenen Straße, über der Straße in Nachbars Baumgarten, neben dem Hause, hinter dem Haus im Garten. Meist kommen die Kinder aus der ganzen Nachbarschaft



Vom Crachtenumzug in Bern am 12. September 1925: Gruppe Grandson.

(Phot. D. Rohrer, Bern.)